



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Wilhelm von Humboldt**

**Haym, Rudolf**

**Berlin, 1856**

Abhängigkeit von den formellen Bestimmungen der Kant'schen  
Philosophie.- Uebereinstimmung mit dem Geiste dieser Philosophie.-  
Freiheitsinteresse.- Dualistische Anschauung.- Einfluß des ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

## Zweiter Abschnitt.

### Die philosophischen Voraussetzungen und Grundlagen.

---

Nichts hatte, außer der Form des hellenischen Geistes, einen gleich starken Einfluß auf die wissenschaftliche Denk- und Anschauungsweise Humboldt's ausgeübt, als die Philosophie des Alten vom Königsberge. Von seiner politischen Ersilingschrift an bis zu der Schrift über Hermann und Dorothea, in seinen Briefen an Schiller wie in seinen Gedichten, in einem Theil sogar seiner amtlichen Aufsätze war die Anlehnung an Kant'sche Principien unverkennbar. Ueberall war es nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, wie eigenthümlich sich das Kantische in seinem Geiste modificirt und individualisirt hatte; allein überall zugleich war es möglich, bis zu den zweifellos Kantischen Elementen zurückzusteigen. Im Zusammenhang mit allen früheren wissenschaftlichen Ansätzen war endlich die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's entsprungen. Der Kantianismus jener reicht auch in diese herüber: vernehmlich spricht uns der Buchstabe und der Geist Kant's auch aus seinen linguistischen Arbeiten an.

Auch von dem Buchstaben Kant's, in der That, war nicht wenig namentlich in die „ästhetischen Versuche“ übergegangen. Noch mehr fast ist dies der Fall bei der Humboldt'schen Sprachphilosophie. Wie weit die Zeit zurücklag, wo er die Hauptchriften Kant's zum Gegenstande eines eindringenden Studiums gemacht hatte: noch in den spätesten Jahren waren ihm die formellen Grundlagen des Criticismus vollkommen geläufig. Er rechnete Einiges davon ohne

Zweifel zu demjenigen, was so fest begründet sei, daß es nie wieder untergehen könne. Er hatte sich Einzelnes davon in den Tagen von Burgörner und Jena zum Nimmer-Vergessen eingepägt. Er war sich vermuthlich, wenn er noch in den Tagen seines Alters Gebrauch davon machte, kaum bewußt, daß er mit dem Geräth eines bestimmten Systems operire.

Eines der ersten Ergebnisse der Zerlegung, welche die Kritik der reinen Vernunft mit dem menschlichen Erkennen vornimmt, ist die Auffassung von Raum und Zeit als reiner Formen der inneren Anschauung. Das andere Element der Erscheinung ist nach Kant die Materie derselben, während das diesem Elemente innerlich Correspondirende die Empfindung sein soll. Diese ersten und fundamentalen Resultate der Kant'schen Vernunftkritik sind für Humboldt, den Sprachforscher, unumstößliche Wahrheiten. Wenn Kant es unternommen hätte, durch eine Analyse der Sprache den Beweis für die Nichtigkeit seiner Analyse der Erkenntnißelemente zu führen, so hätte er nachweisen müssen, daß die ursprünglichsten Wörter in jeder Sprache diejenigen seien, welche den Ausdruck einer Empfindung oder aber den Ausdruck einer Raum- und Zeitbeziehung enthalten. Eben dies ist es, was, im engsten Anschluß an die Kant'sche Terminologie sogar, Humboldt zu wiederholten Malen nachweist. Wenn Herder seine Widerlegung der Kant'schen Kritik zum Theil aus einer oberflächlichen Berufung auf die Sprache entnimmt, so macht dagegen Humboldt — absichtlich, könnte man meinen — an der Sprache die Probe für die Nichtigkeit der Kant'schen Behauptungen. Er weist jetzt durch Thatsachen nach, daß der Bildung der Personenwörter die Anschauung des Raumes zu Grunde gelegen und findet hierin „einen Beweis mehr, wie die reinen Formen der Anschauung, Raum und Zeit, vorzugsweise geeignet sind, die in der Sprache so häufig vorkommende Uebertragung abgezogener oder schwer zu versinnlichender Begriffe auf concrete angemessen zu vermitteln.“<sup>1)</sup> Er führt im Zusammenhange damit den Beweis, daß die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen und läßt an diese sich unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen anschließen; „denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung

1) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien u. s. w. a. a. D. S. 25.

betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloße Ausbrüche des Lebensgefühls.“<sup>1)</sup> Im Begriffe, eine übersichtliche Darstellung der Partikeln in den Südfreesprachen zu geben, versäumt er nicht, hervorzuheben, daß dieselben meistens von Raum- und Zeitverhältnissen hergenommen seien.<sup>2)</sup> Um zu zeigen endlich, wie natürlich der Dualis dem Wesen der Sprache überhaupt sei, macht er darauf aufmerksam, daß „der Begriff der Zweierheit, als der einer Zahl, also einer der reinen Anschauungen des Geistes“ eine „glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache“ besitze.<sup>3)</sup>

Noch weiter sofort bleibt er in den Spuren der Kritik der reinen Vernunft. Der Analyse der Sinnlichkeit folgt in letzterer die Analyse des Verstandes; über den reinen Anschauungen der Sinnlichkeit erheben sich als ein höheres apriorisches Element des Erkennens die Stammbegriffe des Verstandes oder die logischen Kategorien. Eben diese Ordnung offenbar ist unserem Sprachphilosophen gegenwärtig, wenn er die verschiedenen Ansichten, die bei der Bildung der Ausdrücke für die dritte Person des Pronomen maßgebend gewesen, eine Stufenfolge bilden läßt. „Die erste dieser Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung.“<sup>4)</sup> Wiederum bei der Anordnung der polynesischen Partikeln bilden ihm „räumliche, chronische und logische“ Begriffsverhältnisse eine natürliche Scala.<sup>5)</sup> Ja, in der Kant'schen Kategorientafel ist er augenscheinlich ganz zu Hause. Er spricht von ihr als von der Kategorientafel par excellence. In einer verhältnißmäßig frühen Periode seiner Sprachforschungen mehr als später von dem Begriffe einer allgemeinen, philosophischen Grammatik eingenommen, glaubt er das Unterscheidende der Casuszeichen von den Präpositionen darin finden zu dürfen, daß jene überall da stehen können, „wo die Beziehung aus dem Begriffe der Relation

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. W. VI. 115.

2) Kawi-Sprache III. 526.

3) Ueber den Dualis, S. W. VI. 592.

4) Ueber den Dualis, ebendas. 588.

5) Kawi-Sprache III. 527.

selbst herfließt, eine nothwendige Art derselben und daher ohne allen Mittelbegriff verständlich ist“, woraus er dann weiter folgert, „daß die Zahl der Casuum unmittelbar durch die Tafel der Kategorien bestimmt, die der Präpositionen aber ganz willkürlich ist.“<sup>1)</sup> Gleich zu Anfang der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium findet sich eine Stelle, in welcher er die Behauptung entwickelt, daß die Sprache in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen müsse, was sie zu einem Ganzen macht; denn, führt er aus, auch der Organismus des Denkens ist ein untrennbares, zusammenhängendes Gewebe — und sofort bezeichnet er die Fäden dieses Gewebes von den Anschauungsformen der Sinnlichkeit bis zu den Ideen der Vernunft ganz so wie sie in der Kritik der reinen Vernunft ermittelt und auseinandergelegt sind.<sup>2)</sup>

Es giebt zahlreiche Stellen endlich, in denen die Humboldt'sche Analyse der Sprache sich wie ein Pendant zu der Kant'schen Zergliederung des menschlichen Erkennens ausnimmt. Anschauungen, Begriffe und Methoden kommen zum Vorschein, die nur von dem abstracten Gebiete des Organismus des Erkennens auf das concretere des Sprachorganismus übertragen sind. Ein Beispiel statt vieler! Man erinnert sich des eigenthümlich Kant'schen Begriffs eines Schema's. Um nämlich die reinen Verstandesbegriffe auf Erscheinungen überhaupt anwenden zu können, muß es, nach Kant, ein vermittelndes Drittes geben, was einerseits mit der Kategorie, andererseits mit der Erscheinung gleichartig ist. Diese vermittelnde Vorstellung ist die der Zeit und als solche empfängt sie den Namen des transcendentalen Schema's. Das Schema überhaupt aber wird von Kant als die „Vorstellung von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen“ definiert und die Erzeugung solcher Schemata eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele genannt, „deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden.“<sup>3)</sup> Dieser überaus fruchtbare Begriff nun spielt auch bei Humboldt eine hervorragende Rolle. Wie es einen

1) Berichtigungen und Zusätze 2c. Mythribates IV. 317.

2) G. W. III. 243.

3) Kant, K. der reinen Vernunft. Hartenstein'sche Gesamtausgabe II. 160.

Savm, W. v. Humboldt.

Schematismus des Verstandes giebt, damit das Urtheilen, die Subsumtion der Anschauungen unter die Verstandesbegriffe möglich werde, so giebt es einen Schematismus der Sprache, ja die Sprache und ihr erstes Element, das Wort, kömmt lediglich durch einen solchen zu Stande. In durchaus analoger Weise wie bei Kant, wird dieser Begriff von Humboldt eingeführt. Die Bezeichnung nämlich des Begriffs durch den Kant ist „eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann.“ Die Verbindung dieser verschiedenartigen Natur daher fordert „die Vermittelung Beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können.“ Und sofort wird weiter ausgeführt, daß dies Vermittelnde allemal sinnlicher Natur sei, und daß es sich — so taucht abermals die Grundlage Kant'scher Bestimmungen auf — in letzter Instanz, bei immer reinerer Absonderung des mehr Concreten, entweder ganz oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, „auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden“ zurückführen lasse, so daß man am Ende „in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades“ gelange.“<sup>1)</sup>

So vielfach sind die sprachwissenschaftlichen Anschauungen Humboldt's von Ansichten und Begriffen aus der Kant'schen Vernunftkritik durchzogen, so zahlreich sind die Spuren einer sich bis auf die Terminologie erstreckenden Abhängigkeit von den formellen Grundlagen des Kant'schen Systems. Und dennoch sind dies die bei Weitem unwesentlichsten Zeugnisse für den Kantianismus unseres Sprachphilosophen. Größer als die Abhängigkeit von Kant's Buchstaben ist die Zusammenstimmung mit Kant's Geist. Die Wahrheit ist, daß selbst der Gedanke oder, richtiger zu reden, der unwiderstehliche Zug zur Ergründung der Sprache aus der Wahlverwandtschaft seiner mit der Kant'schen Denkweise herstammte. Die Wahrheit ist, daß sich das Ganze seiner Sprachphilosophie, und daß es sich gerade da am gewissten in den Bahnen jener Denkweise bewegt, wo, nach der Natur des Gegenstandes, die Uebereinstimmung mit den Formeln und Sätzen des Kant'schen Systems aufhören mußte.

Man kann sagen, daß Humboldt ein Kantianer gewesen sein würde, auch wenn er nie eine Zeile von Kant gelesen, auch wenn

1) Einl. zur Kawi-Sprache. G. W. VI. 111.

Kant nie geschrieben und nie gelebt hätte. Er hatte nicht von diesem erst gelernt, daß man „den wahren und einzig festen Pol im Innern trägt“; er verdankte nicht diesem erst das Interesse für den Menschen und die Begierde, gerade die feinsten und tiefsten Züge menschlicher Natur zu entziffern. Seine Gefühnungen und Neigungen wurden nur befestigt und disciplinirt durch die Lehre des Mannes, der, wie Humboldt selbst sich ausdrückt, „die Philosophie im wahrsten Sinne des Worts in die Tiefen des menschlichen Busens zurückführte.“ Kantischer daher, als wenn er ein Kantianer im gewöhnlichen Verstande gewesen wäre, hatte er ehedem über das Verhältniß des Individuums zum Ganzen des Staats, über Wesen und Ursprung der Dichtung, über das in der Geschichte erscheinende Bild der Menschheit philosophirt. Er hatte schon zu einer Zeit, wo er sich noch am meisten als Schüler zu verhalten im Stande gewesen wäre, seinen Kant nicht lesen können, ohne ihn im Lesen selbst zu platonisiren. Er hatte fortwährend seitdem auf solchen Punkten sich festgesetzt, an denen das abstract transcendente an dem concreteren anthropologischen Interesse eine tragende Unterlage hat. Ein solcher Gegenstand war die Kunst. Ein solcher Gegenstand war der Unterschied der Geschlechter. Ein solcher Gegenstand war die Physiognomik. Aber innerhalb des Kreises der Anthropologie hatte er sich immer wieder zumeist von jenem geistigen Mittelpunkt angezogen gefühlt, der dem Auge Kant's selbst wieder als ein voller Kreis erschien. Nicht schlechtthin unsinnlich wie die „reine Vernunft“ oder die „praktische Vernunft“, aber so nahe verwandt wie möglich dem transcendentalen Grunde des menschlichen Wesens mußte der Gegenstand sein, bei dessen Betrachtung er nach allen jenen früheren Stationen endlich anlangen und sich beruhigen sollte. Und ein solcher Gegenstand war die Sprache. Sie, in der That, lag auf dem ersten Uebergangspunkte des menschlichen Geistes in die natürliche Erscheinung, da wo derselbe nur erst im flüchtigen und kaum zu fassenden Hauche in's Sinnliche umschlägt. Sie, in der That, lag dem von Kant ausgemessenen Gebiete schlechterdings am nächsten. Nur einer so tiefen und abstractionsfähigen Natur, wie die Kant's, war es möglich gewesen, den erkennenden und gesetzgebenden Geist selbst in seiner Reinheit zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Die gleiche Tiefe und Innerlichkeit, verbunden jedoch mit einem be-

scheidenen Zusatz von Sinnlichkeit, war erforderlich, um sofort jenen Geist gleichsam aus den Händen Kant's in Empfang zu nehmen und ihn auf der Schwelle der Natur, bei seinem ersten Herantreten aus seinem reinen Selbst mit gleich scharfem und unverwandtem Blick in's Auge zu fassen. Das eben war das Geschäft Humboldt's und das eben die geistigen Eigenschaften, die ihn zu diesem Geschäft qualificirten: die Fähigkeit, den ersten zarten Körper, mit dem sich der Geist in der Sprache umgiebt, als solchen zu ertasten, und die Bereitschaft, den aus dieser Hülle wieder zurückschlüpfenden in sein körperloses Wesen hineinzuverfolgen. Ein Vertrauter mit jenen Tiefen der menschlichen Brust, in denen sich die Kant'sche Untersuchung hielt, war er im Stande, jene Theorie aufzustellen, deren Charakteristisches nach seinem eignen Ausdruck darin besteht, daß sie die Sprache beständig „mit dem Tiefsten im Menschen in Verbindung setzt.“

Es heißt aber den Geist des Kant'schen Unternehmens nur oberflächlich begreifen, wenn man bei der transcendentalen und subjectivistischen Tendenz desselben stehen bleibt. Daß Kant diesen subjectiven Standpunkt ergriff und daß er fest in ihm verharrte, dies hat seinen tieferen Grund in dem Alles überwältigenden und Alles durchdringenden Interesse an der Freiheit. Die Kant'sche Philosophie ist die Philosophie des Subjectivismus: sie ist mehr noch die Philosophie der Freiheit. Sie isolirt die Forschung in den Tiefen der menschlichen Brust, aber sie ruht nicht eher, bis sie hier in der absoluten Selbstbestimmung des sittlichen Geistes einen letzten und unerschütterlichen Ankergrund ausfindig gemacht hat. Sie macht den Menschen zum Mittelpunkt der Welt, weil sie ihn zum Herren derselben machen will. Um der Freiheit willen verzichtet ihre Weltanschauung auf geschlossene Einheit und Harmonie, und sie stellt die Natur unter das Gesetz und Schema des subjectiven Geistes, weil es ihr darauf ankommt, die Geschichte unter das Gesetz und Schema des Moralismus zu stellen. Erst das Zusammenreffen in diesem Punkte vollendet daher die Uebereinstimmung zwischen Kant und Humboldt. Geradezu hat Humboldt es ausgesprochen, wie er durch die Kant'sche Deduction des Sittengesetzes nur das natürliche menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in



seiner Reinheit philosophisch begründet erblickte.<sup>1)</sup> In ausdrücklicher Hervorhebung lehrt der Gedanke freier Selbstbestimmung und die Hochschätzung der menschlichen Freiheit in allen Schriften Humboldt's immer wieder. Auch dieser Gedanke, es ist wahr, nahm in seinem Geiste eine spezifische Färbung an. Nur in der concreteren Fassung, wonach die Pflicht der freien Selbstbestimmung sich zum Rechte der freien Individualität ermildert, konnte er ein Lieblingsgedanke Humboldt's werden. So jedoch sind wir ihm auf Schritt und Tritt begegnet. In diesem Sinne hatte er in seiner frühesten, politisch-philosophischen Schrift, in demselben Sinne hatte er noch in seiner Denkschrift über die ständische Verfassung Preußens der Freiheit individueller Entwicklung im Ganzen des Staates das Wort geredet. Ebenso jetzt. Ebenso accentuirte er in seinen Forschungen über die Verschiedenheit des Sprachbau's die Bedeutung der individuellen Eigenthümlichkeit in den Sprachschöpfungen der Völker und Menschen. Nur im Individuum, hob er jetzt hervor, erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit; denn der Macht gegenüber, welche die Sprache auf den Menschen ausübt, übt hinwiederum auch der Mensch eine Gewalt auf sie aus, und diese Erscheinung eines Princips der Freiheit hat die Sprachuntersuchung zu erkennen und zu ehren.<sup>2)</sup> Ja, mit entschiedener Vorliebe verweilt er bei dem Anblick dieses sich manifestirenden Princips der Freiheit, so oft er von seinen sprachphilosophischen zu den beständig damit verknüpften geschichtsphilosophischen Betrachtungen hinüberstreift. Kein anderer Gedanke spielt dabei eine wichtigere Rolle, als der von dem plötzlichen, wunderartigen Hervorbrechen genialer Kräfte und Richtungen in dem Laufe der historischen Erscheinungen. Es ist der Gedanke der Apriorität und Aseitität des Geistes — derselbe Gedanke, der in seiner abstractesten Fassung als die Ueberzeugung von der absoluten Autonomie unsres Wesens den Mittelpunkt und Hintergrund der Kant'schen Vernunftkritik bildet.

Nicht blos jedoch in der directen und principiellen Hervorhebung der Bedeutung der Freiheit stimmen die beiden Forscher überein, sondern sichtbar noch tritt diese Uebereinstimmung in den

1) Briefwechsel mit Schiller, Vorerinnerung S. 50.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 66.

Consequenzen jener Grundanschauung hervor. Es ist bis zum Ueberdruß wiederholt worden und es ist wie zur letzten Abfertigung Kant's geltend gemacht worden, daß seine Ansicht der Dinge auf einen Dualismus hinauslaufe, der sich in einzelnen Partien seiner Philosophie wohl ermilddere, oder verstecke, an allem Ende aber doch immer wieder zum Vorschein komme. Nichts gewisser, als daß dieser Dualismus wirklich bei Kant vorhanden ist, allein nichts gewisser ebenso, als daß nur eine solche Weltansicht ihn vermeiden kann, welche zugleich auf den Begriff der menschlichen Freiheit in seiner einfachen und reinen Wahrheit Verzicht zu leisten entschlossen ist. Der Dualismus der Kant'schen Philosophie, dieser Dualismus, welcher doch überall zum Monismus hinstrebt, ist die nothwendige Consequenz ihrer in dem Begriffe der Freiheit wurzelnden Grundanschauung. Daher, weil menschliche Freiheit nur ist, sofern sie sich bewährt, und sich bewährt nur, sofern sie arbeitet und kämpft, — daher der Gegensatz einer gesetzgebenden Vernunft und eines aposteriorischen Elements des Erkennens; daher jene Grenze, an welche die theoretische Vernunft unvermeidlich anstoße, so oft sie das Bedingte zum Unbedingten erweitern wolle, und der an dieser Grenze ausbrechende Streit der Antinomien; daher der Antagonismus von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Natur, einer dynamischen und einer mechanischen Verkettung der Dinge; daher die gewaltfame Lösung so vieler Gegensätze in der Form von Postulaten, und die Anweisung auf eine Zukunft, welche doch niemals Gegenwart werden könne. Eine Weltanschauung, mit Einem Worte, welche das Bedürfniß der Freiheit befriedigte, indem sie der Freiheit zugleich die unendliche Aufgabe zuwies, die Grenzen und Lücken der Theorie durch ihre eigne Gewalt und Energie verschwinden zu machen. So bei Kant, und ganz so bei Humboldt. Nur im Außereinanderhalten von Kraft und Aeußerung, von Wesen und Erscheinung weiß auch er sich über die Geheimnisse des geistigen Lebens zu verständigen.<sup>1)</sup> Durchdrungen ist auch er von dem Bewußtsein unübersteigbarer Grenzen möglicher Erkenntniß. Die beredte Offenbarerin des Geistes, die Sprache, ist auch ihm nicht eine Alles offenbarende

1) Man vergleiche über diesen Punkt Steinthal, die Classification der Sprache, Berlin 1850, S. 17 ff.

Macht; der Mensch besitzt „Ahnung eines Gebietes, das über die Sprache hinausgeht“, während eben sie andererseits das Gefühl von diesem „nur erahnbaren Ideengebiet“ erhöht — einem Gebiete, wofür, trotz der Schärfe der verständigsten Dialektik, den Sinn nicht verloren zu haben einen Theil der Größe Kant's ausmache.<sup>1)</sup> Weil auch ihm das Wesen des menschlichen Geistes ganz und gar aufgeht in Thätigkeit und Energie, so empfängt ihm auch die Sprache den unzerstörbaren Character der Freiheit. Ihr Wesen ist Streben, welches nie zum abschließenden Ziele gelangt, ist die ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen; es manifestirt sich in ihren Klängen ein stetes Ringen der inneren Idee, eine Schwierigkeit zu überwinden; es bleibt bei der angestrebten Durchdringung ein untilgbarer dualistischer Rest, ein Ueberschwanke theils des Lauts über den Gedanken, theils des gemeinten Sinnes über den Ausdruck.<sup>2)</sup> Die Betrachtung der Sprache in ihrer allgemeinsten Erscheinung führt nothwendig auf die Unterscheidung eines physiologischen und eines dynamischen Wirkens, eines Princips durch die Natur in sie gelegter Gesetzmäßigkeit und eines Princips menschlicher Freiheit.<sup>3)</sup> Eben die Achtung dieses Freiheitsprincips macht unsern Forscher durchweg zum Feinde voreiliger Systemfucht und bewahrt ihn in Beziehung auf das Ganze der Sprachwelt vor dem Irrthum, dieselbe als einen geschlossenen Organismus in einer schlechtthin erschöpfenden Classification der Sprachen vorstellen zu wollen. Die Sprachwelt ist ihm nicht ein organisch geschlossener Kreis, so wenig wie ihm das Wort eine absolute Identität von Idee und Laut ist. Wie dieses nur eine gewollte Identität, so jene nur ein Streben zum Organismus. Der Kreis der Sprachen bleibt nach seiner Anschauung nach der Perspective der Freiheit und der Geschichte hin geöffnet, und eben dies ist der Punkt, wo er sich aus der Sprachwissenschaft hinübergedrängt sieht in die Geschichtswissenschaft.<sup>4)</sup> Auch auf diesem Gebiete endlich ist

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 210. 288 u. f. w. Briefwechsel mit Schiller. Vorerinnerung S. 44.

2) Einleitung S. 42. 88.; vergl. weiter unten: Abschnitt 4.

3) a. a. D. S. 66.

4) Anders, in seiner Kritik H.'s, Steinthal (Classification S. 65) — zum

es der Gedanke der Freiheit, des Fortschritts und der unendlichen Perfectibilität, — ist es die Kant'sche Geschichtsauffassung, die ihn leitet. In diesem Ziele der Menschengeschichte stimmt, trotz des anscheinenden Widerstreits, die Naturanlage des Menschen mit den höchsten Gesetzen seines geistigen Wesens zusammen. Das ist das Thema, welches Kant in dem schönen Aufsatz „über die Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ ausgeführt hatte, das ist die Ueberzeugung, welche Humboldt seinen allgemeinen sprachphilosophischen Untersuchungen voranschickte und die er selbst im Eingange einer so speciellen Untersuchung wie die über die Sprachen der Südsee zu wiederholen sich gedrungen fühlte.<sup>1)</sup>

Einen heftigen Stoß inzwischen hatte, noch am Ende des 18. Jahrhunderts, diese ganze, im Wesentlichen dualistische, von dem Rechte der Subjectivität und der Freiheit ausgehende Kant'sche Anschauungsweise erlitten. Die von dem Geiste des hellenischen Alterthums durchdrungenen Werke unserer Dichter hatten dem Bewußtsein der Nation das Gefühl einer lange nicht gekannten Befriedigung und Versöhntheit gegeben. Daß in der Hervorbringung und im Anschauen des Schönen der Dualismus von Freiheit und Natur sich in gewisser Weise aufhebe, hatte schon die dritte der Kant'schen Kritiken gelehrt, das hatten nachdrücklicher Schiller's ästhetische Briefe ausgeführt, das brachte die lebendige Ausstellung des Schönen in den Dichtungen Göthe's und Schiller's auch der Empfindung der Zeitgenossen nahe. Aus der Theorie der ästhetischen Briefe und aus der Praxis unsrer klassischen Dichtung entsprang sofort eine neue philosophische Weltanschauung, welche ein für alle Mal die Kant'sche für antiquirt erklärte. Auf die Herrschaft Kant's und seiner Schule folgte die Herrschaft Schelling's und Hegel's. Das ästhetische Schema wurde an Stelle des moralischen zum alleinigen und allgemeinen erhoben, die Kunst für das einzige wahre und ewige

Beweise lediglich, daß er trotz aller Abhängigkeit von Humboldt einerseits und trotz aller Ablehnung Hegel'scher Systematik andererseits doch weder die Wahrheitsbescheidenheit und Freiheitsachtung des Ersteren in ihrem tiefsten Grunde zu verstehen, noch sich von dem constructiv-ästhetischen Schema der Weltanschauung des Letzteren loszumachen im Stande ist.

1) Kawi-Sprache Bd. III. S. 426 vergl. Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. S. 1 und S. 7. Siehe übrigens weiter unten: Abschnitt 4.

Organon und Document der Philosophie erklärt, und das ganze Universum unter die Formel der absoluten Indifferenz des Subjectiven und Objectiven gestellt.

Wir wissen bereits, wie sich zu diesem Umschwung in der Gedanken- und Empfindungsweise des Zeitalters Humboldt verhielt. Mehr als irgend einen Andern führte ihn seine eigne Natur auf die von Schiller geltend gemachte freie Uebereinstimmung der sinnlichen Kräfte mit dem Gesetz der Vernunft. Tiefer als die beiden Dichter war er eingeweiht in den Geist des hellenischen Lebens. Tiefer als die beiden Philosophen hatte er den Reiz der Götter-Schiller'schen Dichtung empfunden. Er hatte die ästhetischen Forschungen Schiller's Schritt für Schritt begleitet. Er hatte dieselben ergänzt, fortgeführt, angewandt. In jenen Horenenaufsätzen über den Geschlechtsunterschied hatte er, lange vor der Proclamation des Identitätssystems, auf den Parallelismus von Freiheit und Natur und auf die große Einheit der physischen und moralischen Welt hingewiesen. Aber hier gerade schieden sich die Wege. Wohl war er damit um einen Schritt über die Grenzen der Kant'schen Philosophie hinaus, aber er war nicht in die Bahnen der Schelling'schen Speculation hinübergetreten. Wohl war ihm die Einheit des Ideellen und des Reellen zu einem höchsten leitenden Gesichtspunkte, zu einer letzten orientirenden Idee, aber sie war ihm nicht zu einer tyrannischen Formel und nicht zu einem hohlen Rahmen für das Bild des Weltganzen geworden. So war der Standpunkt der Aufsätze über den Geschlechtsunterschied gewesen. Genau so war der Standpunkt, auf dem seine Sprachphilosophie erwuchs und verharnte. Er gründete damit nicht, wie der romantische Philosoph, ein neues metaphysisches System. Er that, was um Vieles schwerer war. Er stellte sich die Aufgabe, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher die in der Kunst culminirende Durchdringung des Subjectiven und Objectiven in den übrigen Offenbarungen des Menschengeistes gelinge. Zu diesem Behuf und in diesem Sinne richtete er sich mit unverwandtem Blicke auf das Wesen der Sprache. Eine Arbeit verrichtete er ebendeshalb, die nicht zum zweiten Male gethan zu werden braucht. Das Identitätssystem sammt dem System des absoluten Idealismus ist gefallen wie andre Systeme. Die Sprach-

philosophie Humboldt's ist wie die Aesthetik Schiller's ein Besitzthum für immer, ein nicht wieder rückgängig zu machender Fortschritt in den Erwerbungen der erkennenden Vernunft, die unzerstörbare Grundlage der heutigen und der zukünftigen Sprachwissenschaft.

Man kann jedoch die Modification, welche der Kantianismus Humboldt's in seiner Sprachphilosophie durch die Einflüsse der Aesthetik erfuhr, nicht erschöpfend charakterisiren, ohne eines anderen philosophischen Zwischengliedes zu gedenken. Es ist bekannt, ein wie wesentliches Moment in dem Entwicklungsgange der modernen deutschen Philosophie die Fichte'sche Wissenschaftslehre war. An ihre Commentation zumeist knüpft sich die Schelling'sche Entdeckung der absoluten Identität an; ihre Principien und mehr noch ihr Formalismus kamen Schiller für die Deduction seiner ästhetischen Theorie zu Hülfe. Es war einmal die systematische Form der Wissenschaftslehre, welche zur Anlehnung einlud; es war sodann die principiell an die Spitze gestellte Einheit des menschlichen Ich, womit sie dem Streben der ästhetisirenden Anschauung nach einer concreteren Einheit der Gegensätze die Wege bahnte. Erst in ihr fand sich sowohl der Kant'sche Dualismus wie die in demselben enthaltene Forderung und Tendenz synthetischer Vereinigung scharf formulirt und methodisirt. Den reichen Ideenstoff daher hatte Schiller ohne Zweifel aus Kant geschöpft; auf die strenge methodische Form, in der er ihn vortrug, war ebenso unzweifelhaft die Lectüre Fichte's von entscheidendem Einfluß gewesen. Auf dem doppelten Grunde der Fichte'schen und der Schiller'schen Anschauungen daher modificirt sich auch das Kant'sche Element in Humboldt's Sprachphilosophie. Die Spuren eines zugespitzteren Subjectivismus und einer schulmäßigeren Methode verbinden sich mit den in der Aesthetik wurzelnden Anschauungen. Nur Spuren, in der That; denn die Individualität Humboldt's konnte sich im Ganzen von der harten und einseitigen Denkweise Fichte's nur abgestoßen fühlen.<sup>1)</sup>

1) Leider ist die einzige Stelle des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsels, die auf Humboldt's Meinung über die Wissenschaftslehre ein Licht werfen könnte (Schiller an Humboldt, 9. November 1795; vergl. Körner an Schiller, 6. November) von zweifelhafter Auslegung. Man fühlt sich versucht, gerade aus dem Schweigen des Briefwechsels einen für Fichte nicht günstigen Schluß zu ziehen. Daß das Verhältniß persönlich ein leidliches war, erhellt aus dem Briefe an

Umgehen konnte er sie darum doch nicht. Bei Einem Punkte vor Allem in seinen Auseinandersetzungen wird man immer von Neuem an Fichte erinnert. Es ist derjenige Punkt, wo die Sprachphilosophie am tiefsten auf das abstract Metaphysische zurückgeht, wo die Genesis der Sprache nur zugleich mit der Genesis des Erkennens erfaßt werden kann. Zwar die Vorstellungen, von denen dabei ausgegangen wird, sind auch hier wiederum Kantische. Die „Sprache verbindet die Welt mit dem Menschen;“ „die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden.“ Als bald jedoch werden diese Ausdrücke mehr im Sinne Fichte's modificirt, und die Ansicht selbst schwankt in die der Wissenschaftslehre hinüber. Es heißt nun, daß die Sprache „die Selbstthätigkeit des Menschen mit seiner Empfänglichkeit zusammenknüpft,“ und der Zusammenhang des Denkens mit der Sprache wird genauer so dargelegt: Subjective Thätigkeit bilde im Denken ein Object. Der subjectiven Kraft gegenüber werde die Vorstellung zum Object, und kehre, als solches, auf's Neue wahrgenommen, in jene zurück. Man sieht: es ist die reflexive Thätigkeit des Ich, die analytisch-synthetische Handlungsweise des Ich, wie sie der Wissenschaftslehrer beschreibt. Nur, daß das Ich sofort concreter, lebendiger gefaßt wird, nur daß sofort bei Humboldt das Verfahren der bei Fichte allmächtigen Einbildungskraft eine Stütze und eine Trägerin erhält. Die „bloß ideale, subjective Spaltung“ nämlich „genügt nicht;“ „die Objectivität der Vorstellung ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt.“ Dies aber ist nur möglich in einem anderen, gleichfalls vorstellenden und denkenden Wesen, ist nur möglich durch Sprache, nur dadurch, daß „das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht,“ da denn „das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurückkehrt.“ Die Sprache ist das mentbehrliche Organ, das sinnliche Substrat und Geleise, durch welches und in welchem die „Versehung in zum Subject zurückkehrende Objectivität“

---

Schiller, 22. September 1794 und aus dem, was J. H. Fichte im Leben seines Vaters, I. 318 erzählt. Daß Humboldt dem Philosophen seine volle Ehre zu lassen wußte, dafür ist die bekannte Stelle in der Einleitung zur Kawi-Sprache Zeugniß, in welcher die Größe der Fichte'schen Diction neben der von Kant und Schelling gerühmt wird.

vor sich geht.<sup>1)</sup> Die Bedeutung dieser Auseinandersetzungen ist offenbar die, daß durch das Hervorheben der Rolle, welche die Sprache bei der Bildung des Begriffes spielt, die Fichte'sche Vorstellungsweise auf ihren unleugbaren Wahrheitsgehalt zurückgebracht, daß ihrer Paradoxie die Spitze abgebrochen, und dasjenige, was daran richtig ist, mit dem einfachen und natürlichen Menscheninn in Einklang gebracht wird. Wenn wir uns vorstellen, daß Fichte von den Entwicklungen Humboldt's Kenntniß genommen hätte, so läßt sich nicht an dem Interesse, das er ihnen geschenkt haben würde, sondern nur daran zweifeln, ob er sie lediglich als eine Illustration und Bestätigung seiner Vorstellungstheorie gefaßt, oder aber, ob sie ihn möglicherweise von der abstracten Einseitigkeit dieser Theorie geheilt haben würden. Wir hegen indeß wenig Zweifel, daß das Erstere der Fall gewesen sein würde. Es würde ihm Wasser auf seine Mühle gewesen sein, er würde es für ein Zeugniß für die Wahrheit seiner eigenen Lehre gehalten haben, wenn er gelesen hätte, wie Humboldt den Eintritt des Pronomen's in die wirkliche Sprache beschreibt und begründet. Das Ich, sagt derselbe, ist Subject. Um aber gedacht zu werden, muß es Object werden. Es muß mithin „ein Object sein, dessen Wesen ausschließlich darin besteht, daß es Subject ist.“ Nur scheinbar ist die größere Leichtigkeit des Begriffes des Du. Denn „er besteht ja nur dadurch, daß er auf das Ich, das eben beschriebene Subject=Object, bezogen wird.“ Auf dem Pronomen beruht eben deshalb der gesammte Sprachschatz. Die persönlichen Pronomina sind „die ursprünglichen und nothwendigen Beziehungspunkte alles Wirkens durch Sprache.“ Welche Ideenbezeichnung der Mensch auch immer zum Pronomen erhob, es ist ausgemacht, daß er es „nie that, ohne derselben gleich auf immer das wahre und wirkliche Gefühl der Ichheit aufzuprägen, und daß er nie von sich wie von einem Fremden sprach.“ Diese Stellen<sup>2)</sup> würde Fichte ohne Zweifel als Commentar und Beweis für die Wichtigkeit seines Princip's aufgenommen haben, und er würde mit Vergnügen erfahren haben, daß das armenische oder das chinesische oder malayische Pronomen

1) Vergl. „Ueber die Verwandtschaft u. s. w. a. a. D. S. 1 mit Einleitung zur Kawi-Sprache a. a. D. S. 53. 54.

2) Ueber die Verwandtschaft, a. a. D. S. 3 u. 5.



a posteriori bestätige, was ihm a priori schlecht hin gewiß war. Diese Stellen bezeugen in Wahrheit nur, daß die scharfsinnige Analyse, welche Fichte von der nothwendigen Handlungsweise des Ich gegeben hatte, für Humboldt zu einem Anknüpfungspunkt, zu einem Leitfaden für die Beobachtung des sprachlichen Verfahrens geworden war.

Allein auf der anderen Seite tritt nun sofort Humboldt, wie Schiller, und unter dem Einfluß von dessen ästhetischen Auseinandersetzungen, um einen Schritt über die Fichte'schen Anschauungen hinaus. Nur die Anfangspunkte des Wirkens durch Sprache bestimmt er aus der Natur des abstracten Ich heraus; es ist übrigens „der ganze und volle Mensch,“ mit dem er die Sprache in ihrer concreten Erscheinung in Verbindung bringt. Es ist ebendeshalb das gelingende Zusammenstimmen des Subjectiven und Objectiven, jene in der Erscheinung des Schönen sich vollkommen manifestirende Synthese entgegengesetzter Glieder, die er vorzugsweise aufzufuchen, deren Grenzen in der Sprache zu entdecken er fortwährend bestrebt ist. In diesem Sinne arbeitet er sich, ganz wie Schiller, mit Fichte'schem Formalismus aus der Fichte'schen Gegensätzlichkeit und der Fichte'schen Abstraction heraus. Die Sprache ist einestheils, als ein überlieferter Vorrath von Wörtern und ein festes System von Regeln, der Seele fremd und von ihr unabhängig. Sie ist andertheils, in ihrer Entstehung und in dem jedesmaligen Sprechen der Menschen, der Seele angehörig und von ihr abhängig. Wir haben Thesis und Antithesis, wie wir in ganzen Reihen in der „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ dergleichen begegnen. Allein die Lösung dieser Antinomie weicht sofort von derjenigen ab, welche dort die Hauptrolle spielt. Dieselbe sei nicht so zu lösen, sagt die Einleitung zur Kawi-Sprache,<sup>1)</sup> daß die Sprache zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil Beides nicht sei. Die Sprache sei vielmehr gerade insofern objectiv einwirkend und selbständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig sei, und die wahre Lösung jenes Gegensatzes liege in der Einheit der menschlichen Natur.<sup>2)</sup> Dies jedoch ist nur Einer von vielen Gegensätzen, welche zu lösen die eigentliche Aufgabe der Humboldt'schen Sprachphilosophie ist. Denn überall und

1) G. W. VI. 64.

2) Vergl. auch a. a. D. S. 201.

vor Allem ist ihm die Sprache „Vermittlerin,“ Vermittlerin zwischen dem Sprechen und dem Gesprochenhaben, zwischen dem Einzelnen und der Nation, zwischen Individuum und Individuum, zwischen der endlichen und der unendlichen Natur. Die Erzeugung insbesondere der Sprache ist ein im prägnantesten Sinne synthetisches Verfahren, ein Verfahren, „wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt.“<sup>1)</sup> Und an diesem Punkte endlich ist es, wo er zwar einestheils, wie wir oben hervorgehoben haben, stets für die Unvollkommenheit des Gelingens der Synthese ein Auge behält, wo er aber zugleich die Vereinigung und Durchbringung der intellectuellen und der phonetischen Form der Sprache in der ganzen Schärfe und Prägnanz faßt, welche der Begriff identischer Durchbringung durch die theoretische Behandlung der Aesthetik erhalten hatte. Die genauere Auseinandersetzung dieses Punktes gehört in die Darstellung der Humboldt'schen Sprachphilosophie selbst. Es gehört dagegen an diesen Ort, hervorzuheben, wie es durchaus das ästhetische Schema ist, von welchem dabei diese Sprachphilosophie geleitet und beherrscht wird. Ausdrücklich spricht Humboldt es aus, daß die Sprache „gerade in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens an die Kunst erinnere.“ Er findet, daß „die Entstehung eines Wortes, menschlicher Weise gedacht, der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleichsehe.“ Ja, das vollendete Gelingen der sprachlichen Synthese endlich fließt mit der Erscheinung des Schönen geradezu in Eins zusammen. „Die künstlerische Schönheit der Sprache — — ist eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung; denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt.“<sup>2)</sup>

Bei diesem höchsten Sinn nun für die Erscheinung der Identität muß es, wir wiederholen es, in der That als das größte

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, a. a. D. S. 104; vergl. Anknüpfung, a. a. D. S. 497. 498.

2) S. Einleitung zur Kawi-Sprache S. 105 u. 108 und Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon, G. W. III. 13.

Zeugniß für den Wahrheits- und Freiheitsinn des Mannes gelten, wenn er sich nichtsdestoweniger von dem romantischen Geiste der Zeit nicht dazu verleiten ließ, das Gesetz jener Identität ohne Weiteres zu universalisiren. Wenn er die Ueberzeugung aussprach, daß „der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins Einheit ist,<sup>1)</sup> so lag der Schritt nahe, diese Einheit metaphysisch oder historisch an die Spitze der zu erklärenden Erscheinungswelt zu setzen. Er blieb im Ganzen von diesem romantischen Dogmatismus völlig frei. Nur gelegentlich — um die ganze Wahrheit zu sagen — streifte er die Grenze, an welcher die kritische in die romantisch-mystische Ansicht hinübergleitet. Zuweilen, und zwar am meisten in dem Programm vom Jahre 1812, mischt sich in den Nachweis der Identität, in welcher die Sprache wurzelt, so stark die Empfindung von der Unklärlichkeit dieser Erscheinung, daß er sich in der mystischen Perspektive eines tiefer zurückliegenden Ursprungs derselben zu verlieren scheint. Während er es aber dennoch vermeidet, dieselbe metaphysisch zu fixiren, so hat dagegen seine Geschichtsphilosophie in der That neben dem unendlichen Ausblick in die Zukunft, einen romantischen Hintergrund in dem Rückblick auf den Anfangspunkt der Geschichte. Hier, und nur hier, fixirt sich jene Identität zuweilen zu der Annahme eines reineren und ursprünglicheren Daseins der Menschheit in der Vergangenheit,<sup>2)</sup> und im Zusammenhange damit schildert er mit Vorliebe, in einem an Schelling und Schlegel erinnernden Tone die Zeit, „wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch Eins war,“ und wo ebendeshalb auch Dichtung, Wissenschaft, Philosophie und Thatenkunde ihre ursprüngliche und wesenhafte Einheit noch nicht verloren hatten.<sup>3)</sup>

1) Ueber den Dualis, G. W. VI. 589.

2) Vergl. z. B. Kawi-Sprache, Bd. II. S. 15.

3) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita. 1c., G. W. I. 98.